

VINCENZO CERAMI

Ein ganz normaler Bürger



Vincenzo Cerami in den 1970er-Jahren

Vincenzo Cerami

EIN GANZ
NORMALER BÜRGER

Roman

Mit einem Text von
Italo Calvino

*

Aus dem Italienischen von
Esther Hansen



Alexander Verlag Berlin

Alexander Verlag Berlin –
ein unabhängiger Verlag seit 1983

Die Originalausgabe erschien 1976 unter dem Titel
»Un borghese piccolo piccolo«
© 2002, 2022 Garzanti S. r. l., Milano
Gruppo editoriale Mauri Spagnol
© für den Text von Italo Calvino by Italo Calvino 1976
used by permission of The Wylie Agency (UK) Limited

© für diese Ausgabe und Übersetzung by
Alexander Verlag Berlin, 2024
Alexander Wewerka · Fredericiastr. 8 · 14050 Berlin

Dank an Maria Grazia Chiarocci

Lektorat: Marilena Savino · Korrektorat: Katja Karau
Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Antje Wewerka unter
Verwendung eines Fotos von Carlos Sánchez Pereyra/
mauritus images
Druck und Bindung: FINIDR s. r. o., Český Těšín
Printed in the Czech Republic (September) 2024
ISBN 978-3-89581-620-8

»Und du hast alle Antworten gewusst?«, fiel Giovanni seinem Sohn ins Wort.

Mario nickte stolz.

»Das ist wirklich enorm!«, sagte Giovanni und zupfte prüfend an der Angelschnur, ob schon einer angebissen hatte. »Jetzt stell dir mal vor, das ganze schöne Geld aus deiner Prüfungsfrage würde uns gehören ... in einem Jahr hättest du es glatt verdreifacht!«

Mario streckte sich im Gras aus und blickte in den blauen Himmel, der ihm wie eine mit Kreide bestäubte Tafel vorkam.

»Zahlen sind das eine, Papà, Geld etwas anderes.«

»Mein Sohn ist jetzt Buchhalter ... Buchhalter Mario Vivaldi.« Mit kühnem und distinguiertem Tonfall fuhr Giovanni fort: »Dottore, darf ich Ihnen meinen Sohn vorstellen? ... Aber bitte doch! ... Buchhalter Mario Vivaldi – Dottor Spaziani, Abteilungsleiter Personalbüro, Pensionsbehörde ... Sehr erfreut!« Er lachte.

»Du wirst deinen Weg gehen, so wahr mir Gott helfe. Und du fängst da an, wo ich nach dreißig Dienstjahren aufhöre ... mit gerade mal zwanzig. Ein junger Mann, der etwas werden will, denkt nur

an sein Fortkommen, an nichts sonst, sollen die anderen sich den Strick nehmen!«

Bei diesen Worten umklammerte Giovanni die Angelrute, als wolle er jemanden erwürgen.

» ... Ab morgen wird alles anders ... Von meinem ersten Gehalt kaufen wir einen neuen Fernseher und du kannst dir ein anderes Auto leisten ... der Fiat fällt doch komplett auseinander«, sagte Mario etwas großspurig, um dem Vater seine Dankbarkeit zu zeigen.

»Du darfst nur an dich denken, nur an dich«, wiederholte der Vater vom Gipfel seiner Weisheit herab. »Heutzutage musst du ständig auf der Hut sein, ehe du dich's versiehst, ist dir der Feind in den Rücken gefallen. Du darfst keine Sekunde zögern, musst stur deinen Weg gehen und darfst nicht zurückschauen. Deine Mutter und ich sind glücklich: Unser einziger Sohn hat es zum Buchhalter gebracht. Was wollen wir mehr?! Wir sind alt und wünschen uns nur, in Frieden und mit ruhigem Gewissen zu sterben ...«

Mario setzte sich auf und sah seinem Vater demonstrativ forsch in die Augen, dabei kamen ihm vor Rührung fast die Tränen.

Giovanni warf ihm einen kurzen Blick zu und klopfte ihm halb lächelnd auf die Schulter.

Endlich biss einer an. Der rote Korkschwimmer verschwand unter der glatten Oberfläche des Weihers. In jäher Anspannung sprangen der alte Vater und der junge Sohn auf.

»Es ist so weit«, presste Giovanni mit mühsam unterdrückter Stimme hervor, um sich seine Aufregung nicht anmerken zu lassen.

Mario hingegen trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und ließ die Fingerknöchel knacken.

Es war eine Forelle, etwa eine Hand lang, mit einem kurzen, stumpfen Kopf und einem breiten Maul voller Zähne an Gaumen und Zunge.

Der Fisch schoss aus dem Wasser hoch hinauf, als wolle er in den Himmel fliegen; dann fiel er mit einem dumpfen Schlag in das glitschige Ufergras. Sofort waren vier entschlossene Hände über ihm und beförderten ihn hastig ein Stück vom Wasser weg. Giovanni bekam das wild zappelnde kleine Tier zu fassen und hielt es mit aller Kraft fest.

»Einen Stein«, rief er seinem Sohn zu. »Hol mir einen Stein.«

Mario packte einen Stein und brachte ihn dem Vater. Der legte den Fisch auf einen großen Kiesel und schlug hart auf den Kopf des zuckenden Tieres ein. Blut rann über den Boden, doch der Fisch schien sieben Leben zu haben: Als Giovanni schon nicht mehr damit rechnete, zuckte er noch einmal mit dem Schwanz ... und schon fuhr der spitze Stein wieder und wieder auf ihn herab.

Endlich gab der Fisch für immer Ruhe.

»Ist er tot?«, fragte Mario.

»Er ist tot«, erwiderte Giovanni.

Der Angelhaken steckte tief im Magen der Forelle

und ließ sich mit allem Ziehen und Zerren nicht befreien.

»Man merkt, dass du kein Profi bist«, sagte Mario und verzog den Mund zu einem Lächeln, seine Lippen waren seltsam bräunlich verfärbt, als bedeckte sie ein leichter Flaum.

»Das lerne ich noch!«, rief der alte Vater und riss mit einer energischen Handbewegung den Haken aus dem Fischleib. Doch zusammen mit dem Haken kamen auch der Magen und die verschlungenen Eingeweide des Tieres zum Vorschein.

»So! Und nun, wo wir ihm Kopf und Innereien entfernt haben, müssen wir ihn nur noch zubereiten«, schloss er mit übertriebener Strenge.

Der Fiat 850 hielt vor einer Holzbaracke in der Nähe des Weihers. Ringsumher erstreckte sich die fahle Landschaft, so weit das Auge reichte, bis an den düster verhangenen Horizont.

Während Vater und Sohn den Sonntag in der Stadt sofort zu erkennen wussten, überkamen sie hier im römischen Umland eigenartig vage Naturgefühle: Nichts wies auf den Feiertag hin, dabei wussten sie genau, dass Sonntag war.

»Es sieht gar nicht nach einem Sonntag aus«, sagte Mario zu seinem Vater.

»Stimmt«, pflichtete ihm Giovanni bei, »hier sieht es nach gar nichts aus, weder nach einem Sonntag noch nach einem Werktag.«

»Hier lässt es sich gut leben, oder?«

»Das überlass lieber den Alten wie mir!«

Für die beiden barg die Natur an sich keinerlei Schönheit, und wenn sie überraschend mit einem ungewohnten Anblick konfrontiert waren, an einem Tag und zu einer Stunde, die sie sonst an wohlbekannten Orten in der Stadt zubrachten, fühlten sie sich in eine absurde Umgebung voll absurder Gefahren versetzt; und als müssten sie sich mit ihr vertraut machen, sich mit ihr anfreunden und irgendeine seltsame Schuld abtragen, wiesen sie sich gegenseitig auf die herrlichen Farben des Himmels hin, auf die laue Brise, den sanften Duft der Erde und den Frieden ... den grenzenlosen Frieden der Natur.

Sie stellten den Wagen hinter der Hütte ab und gingen mit dem Fisch zur Vordertür. Giovanni zog einen pfundschweren Schlüsselbund aus der Tasche und schloss mit einem halben Dutzend Umdrehungen auf.

Als sie die Läden der wenigen Fenster aufstießen, fiel ein spärliches grünbraunes Licht in den großen Raum, der vollgestopft war mit Gerümpel, kaputten Möbeln, Autoreifen und allem erdenklichen Müll.

Giovanni verschwand sofort hinter einer alten Decke, die in die Türöffnung eines durchbrochenen Kleiderschranks genagelt war und notdürftig ein improvisiertes Urinal abschirmte.

Mario ließ sich derweil auf eine halbverrostete Liege mit einer feuchten, von Schimmelflecken überzogenen Matratze sinken. Sein Blick wanderte über den toten Fisch, den der Vater auf einen Stuhl gelegt

hatte, weiter zu der batteriebetriebenen, auf die Minute genau gehenden Wanduhr.

Die Hände noch am Hosenschlitz, trat Giovanni zu der Uhr, nahm sie vom Nagel, zog zwei kleine Batterien aus der Tasche und tauschte sie gegen die alten aus.

»Wann gehst du in Pension, Papà?«, fragte Mario.

»Es ist bald so weit ... Ich habe den Vorgang schon auf dem Schreibtisch liegen. Die komplette Akte mit sämtlichen Unterlagen ... alles vollständig ...«

»Und was zahlen sie dir an Abfindung?«, fragte der Sohn weiter.

»Das weiß ich noch nicht genau ... Es gibt da noch ein laufendes Verfahren ... Wenn das neue Gesetz kommt, bevor ich gehe, wird es wohl etwas mehr.«

»Glaubst du, du kannst aus der Hütte hier ein richtiges Haus machen?«

»Das will ich doch hoffen, das wird ein ganz ordentliches Häuschen ... klein, aber fein, gemütlich und erholsam ...«

»Meinst du, Mama wird hier gerne wohnen?«

»Und wenn ich sie mit Arschritten herbefördern muss! ... So wahr mir Gott helfe!«

»Wenn du willst, Papà, würde ich gerne etwas dazu beisteuern. Was soll ich denn anfangen mit meinem ganzen Gehalt ... und ich bin ja noch jung, so schnell werde ich nicht heiraten.«

»Nein, diese Hütte ist ganz allein meine Sache! Dafür habe ich ein Leben lang geschuftet ... das ist wie eine Wette mit mir selbst, und ich muss sie gewinnen!

Außerdem hab ich dir gesagt: Denk an dich; dein Geld musst du anlegen, es vermehren ... du kennst dich doch aus mit so was. Bring es zu einer Bank, investiere in sichere Aktien, in Schatzanweisungen. Und kauf dir eine Wohnung in Rom ... Das ist auf jeden Fall eine seriöse Geldanlage! Wenn du eine Wohnung hast, musst du dich weder vor Inflation noch vor sonst was fürchten ...«

Sie redeten lange über Geld, über Wohnungen und die Opfer, die man für eine eigene Familie auf sich nehmen muss. Sie verfeuerten eine alte Kommodenschublade und bereiteten den Fisch zu.

Giovanni legte sich ein Stündchen aufs Ohr, während Mario vor der Hütte auf und ab ging.

Giovanni und Mario Vivaldi wurden in ihrem Fiat 850 mächtig durchgeschüttelt, bis sie von dem unbefestigten Feldweg auf die breite, asphaltierte Landstraße einbogen.

Wenn sie nicht in einen Stau gerieten, würden sie es pünktlich zur Fußballübertragung um zehn nach sieben schaffen.

Bis vor die Tore Roms lief alles glatt. Jenseits der Bäume zogen zuerst die Ställe und Höfe vorbei und dann immer mehr freistehende Häuser und Mietskasernen.

Rom selbst zeigte sich den beiden an einer auf Rot springenden Ampel. Von hier an bewegte sich das Auto gekonnt und umsichtig durch die Straßen der Stadt.

Sofort erkannten die beiden den Sonntag wieder: an den heruntergelassenen, mit Schmierfett geölten Rollgittern der Läden, an den Wohnhäusern mit ihren zu hohnlächelnden Mäulern aufgerissenen Toren, an den entlang der Bürgersteige geparkten Autos gleich einbalsamierten Hunden, an den menschenleeren Straßenbahnen – lahme, verschreckte Raupen – und schließlich an der einen, die ganze Stadt durchquerenden Häuserkette, die sich überallhin verzweigte wie Haarbüschel auf einem grindigen Kopf.

Als sie den Fernseher einschalteten, hatte das Fußballspiel gerade angefangen. Aus dem Lautsprecher des Geräts tönte der Aufschrei von achtzigtausend Menschen, die zusahen, wie die volle Wucht des Balles von dem träge federnden Netz hinter dem Torwart gestoppt wurde.

Dann folgte das Bild: Es zeigte die Wiederholung des Tors, das wirklich wie aus dem Lehrbuch war.

Signora Amalia Vivaldi betrat mit gewohnt düsterem Gesicht das Zimmer, ließ ihre Zeitschrift »Wahre Verbrechen« auf den Stuhl fallen, setzte sich eine Karaffe mit lauwarmem Wasser an die Lippen und trank.

»Wann reparierst du endlich den Kühlschrank, anstatt nur rumzusitzen und dich am Bauch zu kratzen?«, brummte sie und verschluckte sich fast dabei.

»Morgen«, gab ihr Mann zurück, ohne aufzusehen. »Mach mir ein Brot ... ich habe einen Bärenhunger.«

»Mir auch«, schloss sich Mario an.

»Gleich gibt es Abendessen«, erwiderte Signora Amalia und verschwand in der Küche.

Am Montagmorgen krächzte um Viertel nach sechs der Wecker auf Giovanni's Nachttisch.

»Weißt du, wovon ich geträumt habe, Amalia?«, murmelte er mit noch geschlossenen Augen. Doch seine Frau war schon aufgestanden und in die Küche gegangen, um Kaffee zu kochen.

Kurz darauf erschien Giovanni in seinem engen, speckigen Pyjama in der Küchentür, ging zu seiner Frau, ergriff ihre Hand und schob sie sich in die Hose.

»Fühl mal«, raunte er stolz. »Das kann sich immer noch sehen lassen, was?«

»Ach, geh pissen!«, gab Signora Amalia zurück, nachdem sie wie verlangt die Erektion ihres Ehemanns zur Kenntnis genommen hatte.

Und während sie sich langsam die Hände unter dem Wasserhahn wusch, erzählte Giovanni ihr die Kurzfassung seines Traums: eines Traums, in dem selbstverständlich Mario die Hauptrolle spielte.

Sie waren am Meer, Mario und er, am Strand herrschte Krieg, irgendwo zwischen Castelfusano und Ostia. Aber als sie sich umdrehten, war hinter ihnen die Küche, wo auf dem Herd in einem Topf Ragù köchelte. Dann kam der Oberst und sagte zu Mario: »Du bist Offizier, du kannst nicht das Essen bewachen; das wird dein Vater tun, du ziehst in den Kampf!« Und während Giovanni stolz mit dem Holzlöffel in der Fleischsoße rührte, damit sie nicht

anbrannte, hörte er aus der Ferne schon die Siegesrufe: »Wir haben gewonnen! Wir haben gewonnen!«

»Meinst du, du kannst ihn im Ministerium unterbringen?«, fragte Signora Amalia skeptisch.

»Allerdings ... so wahr mir Gott helfe. Dreißig Jahre lang habe ich mich in dem Laden abgerackert, da werden sie mir wohl den einen kleinen Gefallen tun können ...«

»Aber um das Auswahlverfahren kommt er trotzdem nicht herum!«, rief seine Frau noch skeptischer aus.

»Das schafft er schon ... verlass dich auf mich! Ich werde heute mit Dottor Spaziani reden ... wusstest du, dass wir uns duzen?«

»Wir wollen es hoffen!«, brummte Signora Amalia vor sich hin und goss den heißen Kaffee in ein Tässchen mit buntem Japanmuster. »Wir wollen es hoffen!«

Giovanis Fiat 850 parkte quer auf dem Bürgersteig vor dem Kaufhaus Upim.

Um halb neun musste Giovanni im Büro sein. Das Ministerium lag nicht weit vom Hauptbahnhof Termini entfernt, und vom äußersten Rand des Viertels Tuscolano, wo er wohnte, führte ihn sein Weg bis zur Porta San Giovanni, dann über die Piazza Vittorio und an den Gleisen des Regionalbahnhofs Laziali entlang bis Termini, wo er schließlich hinter der Piazza Esedra das Ministerium erreichte.

Dieser Morgen war für Giovanni anders als sonst. Normalerweise fing er an zu fluchen, sobald er in seinen Wagen stieg, und hörte erst wieder auf, wenn er das Ministerium betreten hatte. Er wetterte gegen den Verkehr und gegen die Fußgänger; er hupte wie ein Verrückter und stieß wüste Beschimpfungen gegen jeden aus, der sich ihm seiner Ansicht nach in den Weg stellen wollte; er schimpfte auf die Stadtverwaltung, auf das Straßenverkehrsamt, auf die Regierung, auf Italien, einfach auf alles.

Doch an diesem Morgen schwieg er und legte ganz gesittet seinen Weg zurück, ohne Dauerhupen und Geschrei, dafür unter Beachtung aller horizontalen und vertikalen Verkehrszeichen.

Die anderen Autofahrer regten sich natürlich trotzdem auf, beschimpften ihn aus zu Schimpan-
senfratzen verzerrten Gesichtern mit den schlimm-
sten Attributen, die der überschaubare, aber völlig
ausreichende Wortschatz der frühen acht Uhr dreißig
hergab. Giovanni saß blind, taub und stumm in seiner
kleinen Rostlaube und merkte nichts von alledem, er
existierte gar nicht.

Zu Dutzenden brausten rechts und links die Klein-
wagen an ihm vorbei, gelenkt von jungen Burschen
mit Ganovengesichtern, die mit Vollgas über Bür-
gersteige und Straßenbahngleise bretterten und sich
lautstark durch den Verkehr hupten, als müssten sie
einen Schwerverletzten ins Krankenhaus San Gio-
vanni bringen.

Der alte Mann war ganz konfus: Er dachte an sei-
nen Sohn und an das, was er letzte Nacht geträumt
hatte, und zu seinem Erstaunen stiegen Bilder aus
der eigenen Jugend in ihm auf. Was so erstaunlich
wiederum nicht war, auch wenn er selten in der Ver-
gangenheit schwelgte: Jetzt, wo er konkret über die
Zukunft seines Sohnes nachdachte, war es nur na-
türlich, dass er persönlich verwickelt war und dies
allerlei logische und unlogische Folgen nach sich zog.

Vor vielen, vielen Jahren war Giovanni in die Stadt
gekommen, noch vor dem Krieg, als er der bäuerli-
chen Armut seines Vaters den Rücken gekehrt und
sich zum Dienst beim königlichen Heer gemeldet
hatte. Er war ein wenig in Italien herumgekommen,
hatte den Krieg mitgemacht, dann die Uniform an

den Nagel gehängt und als Ministerialbeamter der Gruppe C angefangen.

Nun war er Vater eines in Rom geborenen Sohns: Buchhalter Mario Vivaldi, zwanzig Jahre alt. In diesem jungen Alter waren seine eigenen Erwartungen an die Welt jenseits der kleinen Bahnstation seines Dorfes vage und diffus gewesen; er war, ob er wollte oder nicht, zu einem Abenteuer aufgebrochen: Doch die Hoffnung, die er in sich getragen hatte, war so groß gewesen, dass sie jeden Anflug von Melancholie und Heimweh nach seinem Dorf, seiner Familie und seinem Geburtshaus im Keim erstickt hatte. Er spürte, wie der Knoten in seinem Hals sich löste.

Bei Mario lagen die Dinge ganz anders. Er war hier geboren, wonach sollte er sich sehnen? Für ihn lag alles zum Greifen nahe: Wohnung, Familie, Anstellung, Karriere ...

Einen Moment lang spürte Giovanni einen Stolz, den er gar nicht genau begründen konnte. Vielleicht weil er selbst seinen bescheidenen Beitrag dazu geleistet hatte, dass sein Sohn sich nun in dieser privilegierten Lage befand, genau wie seine Schulkameraden. Gewiss, so musste es sein: Nach all den Jahren, die vergangen waren, konnte es gar nicht sein, dass die Dinge sich nicht geändert hatten.

Er selbst hatte sich von einem armen Hungerleider aus den Abruzzen zu einem ordentlichen Ministerialbeamten hochgearbeitet. Nie zuvor hatte Giovanni so deutlich wie an diesem Morgen gespürt, dass er alt geworden war, wenn auch nicht umsonst.

Vielleicht war dies auch der Grund dafür, dass er nicht auf den Verkehr schimpfte, auf die Stadtverwaltung, auf den Staat. Dies war einer der Momente, in denen ein Mann – ein Mann wie Giovanni – sich nicht nur mit dem identifiziert, was er ist, sondern auch mit dem, was er getan hat und was er im allgemeinen Weltgefüge über das eigene Ich hinaus repräsentiert.

Als er endlich beim Ministerium ankam, musste er noch einen Parkplatz suchen, was ihn meist eine halbe Stunde kostete.

Runde um Runde drehte er um das Gebäude und kam wieder und wieder an den wachhabenden Carabinieri vor dem Hauptportal vorbei, bis er sich endlich – nach einem hitzigen Streit mit einem Kollegen – in eine schmale Parklücke zwängte.

Mühsam kletterte Giovanni über den Beifahrersitz aus dem Wagen und warf, nachdem er abgeschlossen hatte, einen Blick auf die Uhr eines Juwelierladens: Es war kurz nach halb neun. Er stieß einen leisen Fluch aus und galoppierte los.

Die Carabinieri am Eingang schüttelten überheblich den Kopf und versperrten ihm den Weg. Also schlenderte Giovanni zu einem abseits stehenden Grüppchen verspäteter Kollegen, die mit ihren wutentbrannten Mienen aussahen, als wollten sie die Stadt in Schutt und Asche legen.

Ein Pförtner trat mit Bleistift und Papier zu ihnen und führte sie in einen kleinen Raum in der Eingangshalle. Er notierte ihre Namen und fragte jeden

nach seiner Abteilung, griff dann zum Telefon und verband sich mit dem jeweiligen Bürovorsteher.

Dann schickte er einen nach dem anderen hinauf.

Der Pförtner rief auch Dottor Spaziani an, doch es hieß, dieser sei noch nicht im Hause. Daraufhin ließ er Giovanni mit großtuerischem Gehabe durch, ohne seinen Namen in das schwarze Heft zu schreiben.

Mit ihm drängte sich eine kleine Schar Angestellter in den fast zimmergroßen Aufzug, eines jener Ungetüme, die niemals anhalten, aber zum Glück so gemächlich dahingleiten, dass man unbeschadet hinein- und hinauspringen kann.

Im vierten Stock stieg Giovanni aus und stand in einem langen Flur, in dem ein paar nackte Birnen ihr schüchternes Licht verbreiteten.

Der Flur war halb leer, das gesamte Personal drängelte sich vor der kleinen Tür des Amtsdieners, der in seinem Kabuff – von oben wohlwollend geduldet – Kaffee kochte und mit ständig wachsender Gastlichkeit ganze Sippen von Büroschaben bewirtete. Er trug den Spitznamen »Toti«, nach dem berühmten einbeinigen Bersagliere Enrico Toti, weil auch er wie die meisten Amtsdieners kriegsversehrt war und ein Holzbein hatte.

Giovanni trat hinzu und reihte sich in die Schlange ein. Niemand hier hatte es eilig, ganz im Gegenteil: Sie wussten genau, dass kein Bürovorsteher von ihnen erwartete, vor zehn mit der Arbeit zu beginnen. Denn auch die Bürovorsteher, die sonst gewissermaßen eine eigene Kaste bildeten, standen, ohne

Ärger zu machen, in kleinen Grüppchen zwischen den Angestellten.

Die Themen, die beim Warten auf den Kaffee von den Beamten diskutiert wurden, waren in Giovanni dreißig Dienstjahren immer dieselben geblieben: Sport, Politik und Verbrechen.

Vor allem Letztere erregten die Gemüter der Ministeriumskollegen. Unglücksfälle und Gräueltaten waren an der Tagesordnung, seit dreißig Jahren. Jeden Tag eine Bluttat, eine tragische Familienfehde, ein gebrochener Staudamm, der rasante Anstieg der Kriminalität, die schlimmsten Selbstmorde standen im Mittelpunkt ihrer angeregten Gespräche. Es verging kein Morgen, an dem diese Themen nicht debattiert wurden: »Er war es, er war es nicht ... Ihr Bruder ist der Mörder ... oder ihr Liebhaber«, und so weiter und so fort.

Und bevor sie sich am Ende in ihre jeweiligen Büros zurückzogen, kamen die Beamten stets überein, dass nur die Rückkehr zur guten alten Todesstrafe sämtlichem Frevel dieser Welt für immer ein Ende setzen würde.

Dies war das Ministerium im Innern – Giovanni kannte es nur zu gut. In den Fluren und Räumen des riesigen Gebäudes herrschten andere Regeln als draußen. Ein Bürovorsteher zum Beispiel zählte außerhalb viel mehr als ein normaler Beamter. Dafür wussten nur wenige, dass »drinnen« vor allem zwei Kategorien von Menschen eine Rolle spielten: nämlich die, »die Bildung hatten«, und die, »die Beziehungen hatten«,

egal ob Bürovorsteher, Amtsdiener oder einfache Angestellte. Am meisten Respekt und Achtung verdiente der, »der reden konnte«, selbst wenn er sich in der Not immer wieder Geld zu Wucherzinsen bei einem Kollegen leihen musste, der zwar einer untergeordneten Kategorie angehörte, aber besser organisiert war. Diejenigen, die Beziehungen hatten, waren zynischer und verlangten eine andere Art von Respekt, die fast schon an Ehrfurcht grenzte. Natürlich wurde über sie auch am meisten hergezogen, sie hatten oben viele Freunde und unten viele Feinde und waren immer dem Verrat ausgesetzt. Wer gut reden konnte, konnte meist auch schreiben und avancierte daher zum »Liebling« des Bürovorstehers, der sich seiner bediente, wenn etwas auf den Schreibtisch kam, das über die übliche Routine hinausging, etwa ein Sonderbericht oder Briefe außer der Reihe. Man sei etwas aus der Übung, lautete dann beiläufig die Erklärung an die intellektuellen Kollegen.

Die Intellektuellen: Sie erkannte man schon von weitem, weil sie immer eine Zeitung unter dem Arm oder in der Jackentasche dabei hatten, sei es »Il Tempo« oder »Il Messaggero«. Sie lasen Zeitung beim Kaffeetrinken und wenn sie durch die Flure liefen; sie gingen sogar mit der Zeitung aufs Klo und erst, wenn sie sie von vorne bis hinten durchgelesen hatten, kritzelten sie die Ränder und Ecken mit kleinen Rechnungen zu Familienausgaben und Notizen aller Art voll.

Giovanni dachte an seinen Sohn und an all die Dinge, die er ihm noch würde beibringen müssen: Zeitunglesen, zum Beispiel, und ein korrektes, dialektfreies Italienisch zu sprechen wie die in den Nachrichten, immer eine Krawatte zu tragen und seine Überzeugungen mit Zurückhaltung zu vertreten, ohne zu übertreiben; die Gunst der Vorgesetzten zu gewinnen, ohne ihnen in den Hintern zu kriechen, und mit guten Ideen, guter Erziehung und vor allem guter Arbeit zu überzeugen.

Um Punkt zehn betrat Giovanni sein Büro. In dem Raum standen fünf Schreibtische, einer in jeder Ecke und einer am Fenster. Er setzte sich auf seinen Stuhl und verschwand hinter dem Aktenberg, der sich auf seinem Tisch türmte und den wie immer ein leichter Lavendelduft von Linetti-Brillantine umwehte. Auch auf den anderen Tischen stapelten sich die Akten, so dass die fünf Beamten einander nicht sehen, sondern nur hören konnten. Schon bald begannen die zugebauten Schreibtische miteinander zu reden, in unterschiedlichen Stimmlagen und Tonfällen. Was die Beamten jeweils taten, blieb geheim, ob sie ein Brötchen aßen, die Zeitung lasen oder einen Lotterieschein ausfüllten: Niemand würde es bemerken. Tatsächlich erledigten sie aber ihre Arbeit, wenn auch träge. Sie blätterten eine Personalakte nach der anderen durch und prüften mechanisch, ob alle vom Gesetz geforderten Unterlagen vorhanden waren, die den Zutritt in die weite, privilegierte Welt der Pensionäre gewährten.

Giovanni hatte eine gelbe Mappe vor sich liegen, auf der mit schwarzer Tinte in Schönschrift und Großbuchstaben sein eigener Zu- und Vorname stand: Vivaldi Giovanni. Zufrieden blätterte er die Nachweise und Bescheinigungen durch und klappte die Akte dann mit einem Anflug von Melancholie zu.

Währenddessen ergingen sich seine Kollegen genussvoll in breitmäuligen Schimpftiraden über die Ungerechtigkeiten dieser abscheulichen Welt, in der es von Schwulen, Kommunisten, Drogensüchtigen und korrupten Ministern nur so wimmelte.

Gegen elf fuhr Giovanni vom vierten Stock in den dritten und ging schnurstracks in das Büro für Stellenausschreibungen. Er klopfte an eine Tür, die von einem anderen, ebenfalls kriegsversehrten Amtsdienner geöffnet wurde.

»Ciao Vivaldi, was willst du denn hier?«, begrüßte ihn der Mann mit verschwörerischem Unterton.

»Ich brauche die Bewerbungsunterlagen für die Gruppe B ... mein Sohn, weißt du ...«, erwiderte Giovanni gespielt gleichgültig.

»Dein Sohn?« Der Amtsdienner tat verwundert.

»Buchhalter Mario Vivaldi, mein Bester!«, sagte Giovanni und schob sich an ihm vorbei in den Raum.

Der Amtsdienner kam ihm nach und zog im Vorbeigehen rechts und links allerlei Papierbögen aus den Regalen, die er ordentlich aufeinanderlegte.

»Hier, das ist alles, lies es durch und dann meldest du dich, ja?!...«, sagte er mit einem Augenzwinkern.

Giovanni verließ grußlos das Zimmer.

Schwungvoll betrat er Dottor Spazianis Büro, als wäre er dort zu Hause.

»Guten Tag, Dottor Spaziani!«

»Ciao Giovanni, wie geht es dir?« Der Bürovorsteher erhob sich.

»Gut«, sagte der Untergebene und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, ohne die Tür zu schließen.

»Ich muss dich einen Moment sprechen wegen Mario ... du erinnerst dich?!«

»Dein Sohn ... der Buchhalter, richtig?«, fragte er und reichte Giovanni die Hand.

»Ich will, dass er sich bewirbt. Hier habe ich die Ausschreibungsunterlagen!«, sagte Giovanni und nahm Platz. Dottor Spaziani zog die Schultern ein und schlich fast auf Zehenspitzen zur Tür, um sie zuzumachen.

»Dann schauen wir mal, was wir da tun können«, meinte er und kehrte hinter seinen Schreibtisch zurück. »Gib her, lass mich mal sehen.«

Giovanni reichte dem Vorgesetzten die Ausschreibung, der sie kurz überflog.

»Zweitausend Stellen ... bei fast zwölftausend Bewerbern, mein lieber Giovanni! Das ist nicht so einfach, wie du denkst!«, sagte er dann zerknirscht.

»Sie müssen ihn einfach nehmen. Wofür habe ich denn dreißig Jahre hier geschuftet?«, erwiderte Valdi drohend.

»Hör mal zu, Giovanni«, der Chef schlug einen väterlichen Tonfall an, »vor dem Gesetz sind die jungen Leute alle gleich. Das Gesetz behandelt unsere Söhne

genauso wie die eines Taxifahrers oder eines Bauarbeiters. Was erwartest du? So ist das Gesetz nun mal!« Dottor Spaziani schaute noch zerknirschter.

»Aber das ist ungerecht«, gab Giovanni wütend zurück. »Es muss doch einen Weg geben, dass Mario hier eine Stelle garantiert bekommt ... Das ist mir das Ministerium schuldig, nachdem ich mich dreißig Jahre lang für einen Hungerlohn aufgeopfert habe.«

»Das Ministerium?«, fragte der Dottore, als fiel er aus allen Wolken. »Welches Ministerium denn? Wer genau soll das sein? Hör zu, du weißt, dass ich immer fair zu dir war. Und wir kennen uns schließlich schon seit vielen Jahren, nicht wahr?«

»Seit zweiundzwanzig Jahren, vier Monaten und achtzehn Tagen«, erwiderte Giovanni mit einem kleinen, melancholischen Lächeln.

»Dann kannst du mir glauben ... Du weißt doch selbst, dass dein Sohn die Prüfungen bestehen muss. Eine schriftliche und eine mündliche Prüfung. Und, na ja, rundheraus gesagt: um die mündliche kümmern wir uns, aber die schriftliche muss dein Sohn selbst schaffen. Er muss also nur zusehen, dass er das Schriftliche besteht, dann ist das meiste getan.«

»Und wenn er nicht besteht?«, fragte der alte Vater mit großen Augen.

»Er muss!«, sagte der Bürovorsteher trocken. Giovanni spürte, wie der Schreck ihm in die Glieder fuhr, und er sackte auf dem Stuhl zusammen.

»Verstehst du, Giovanni? ... Die schriftlichen Prüfungen stecken in versiegelten Umschlägen, die

nicht gekennzeichnet sind, da steht bestimmt nicht Buchhalter Mario Vivaldi drauf! Und erst, wenn die Bewertung abgeschlossen ist, dürfen die Umschläge geöffnet werden, in denen die Namen der Bewerber stehen«, versuchte der Vorgesetzte ihn zu überzeugen.

»Dann ist also wirklich nichts zu machen?«, fragte Giovanni kleinlaut. »Entweder er besteht das Schriftliche oder er ist aufgeschmissen ... Zwölftausend Bewerber sind eine ganze Menge. Das wird schwierig ...«

»Nicht nur das, mein lieber Giovanni, unter den Zwölftausend befinden sich auch viele, die sich in der Gruppe B bewerben, um dann in dem internen Verfahren in Gruppe A aufzusteigen ... Verstehst du, die sind wirklich gut im Schriftlichen, das sind fast alles Juristen ...«

Einen Moment lang wurde Giovanni ganz schwindelig, der Raum begann sich zu drehen, der Schweiß brach ihm aus und er wurde kreidebleich.

Dottor Spaziani entging der Schwächeanfall seines Untergebenen nicht und er trat zu ihm, um ihm zu helfen.

Doch Giovanni hatte sich bereits erholt.

»Hilf mir, Spaziani ... in dreiundzwanzig Jahren habe ich dich nie um einen Gefallen gebeten. Aber jetzt musst du etwas für mich tun, für meinen Sohn, den du von klein auf kennst.«

Dottor Spaziani zündete sich nachdenklich eine Zigarette an, schüttelte zwei, drei Mal den Kopf und

betrachtete lange sein Gegenüber. Giovanni rutschte unwillkürlich mit den Pobacken nach vorn, bis er nur noch auf der Stuhlkante saß. Gerade als er zu fallen drohte, raunte der Bürovorsteher mit veränderter, todernter Miene kaum hörbar:

»Einen Versuch wäre es wert ... aber es liegt an dir!«

»Was denn?«, fragte Giovanni und spitzte die Ohren.

»Hast du schon einmal von der Freimaurerei gehört?«, fragte der Vorgesetzte mit leicht mystischem Blick.

»Nur flüchtig ...«, erwiderte Giovanni.

»Gut. Du musst Freimaurer werden.«

»Und wie wird man das?« Giovanni schöpfte Hoffnung und sein Gesicht bekam wieder Farbe.

»Lass mich nur machen. Hier, steck das ein«, er zog die abschließbare Schublade auf und nahm drei oder vier dünne Broschüren mit himmelblauen, an den Rändern verblichenen Einbänden heraus, offenbar Ausgaben aus den ersten Nachkriegsjahren. »Lies dir das gründlich durch, dann reden wir weiter. Und zu niemandem ein Wort, damit das klar ist. Du liest sie und gibst sie mir dann zurück. Kein anderer darf sie in die Hände bekommen ... Sonst ist alles vorbei.«

Dottor Spaziani stand auf und stellte sich dicht vor seinen altersgrauen Schützling, schob das Jackett auf und klemmte ihm die Hefte unter die verschwitzte Achsel. Dann geleitete er ihn zu Tür: »Bis morgen dann ... Bring mir die Sachen zurück.«

»Selbstverständlich!«, erwiderte der Beamte und ging benommen hinaus.

Als Giovanni nach Büroschluss in den Wagen stieg, glaubte er einen Moment lang, wieder zwanzig zu sein.

Er fühlte sich gut, voller Energie. Jeder Mensch, der körperlich wohlauf ist, kann sich fühlen wie mit zwanzig. Auf Giovanni traf das zu, wenn auch nur für kurze Zeit. Kraftvoll legte er den ersten Gang ein und gab Gas, sah dabei weniger auf die Straße als auf die hübschen weißen Beine eines jungen Mädchens im Minirock.

Er stieß einen anerkennenden Pfiff aus, zog dann eine Fratze und schickte eine dreckige Bemerkung hinterher. Das Mädchen machte ihrer Verachtung mit einem Furzgeräusch der Lippen Luft, was er mit einem lauten Rülpsen beantwortete.

Sein Sohn ließ sich den ganzen Nachmittag nicht blicken, nur seine Frau, die mit scheelem Gesicht und einer Karaffe lauwarmen Wassers durch die Wohnung lief.

»Du trinkst zu viel«, sagte Giovanni zu Amalia.
»Irgendwann platzt du noch!«

Er saß den ganzen Nachmittag über die Resopalplatte des Küchentischs gebeugt und las in den Broschüren, die einen Abriss über das Wesen der Freimaurerei gaben.

Mario kam sehr spät nach Hause und wurde von seinem Vater mit allerlei Vorwürfen, einem Tritt in den Hintern und vielen guten Ratschlägen empfangen. Der erste lautete, die Lehrbücher wieder hervorzuholen und sein Wissen über alles, was Rechnungswesen und Recht betraf, aufzufrischen. Die Zeit bis zur Aufnahmeprüfung würde wie im Fluge vergehen.

Als Sohn und Frau zu Bett gegangen waren, kehrte Giovanni an den Küchentisch zurück und las weiter.

Stauend erfuhr er, dass zahlreiche berühmte Persönlichkeiten, tote und auch lebende, Freimaurer gewesen waren oder immer noch waren.

›Toscanini?«, dachte er und klappte vor Staunen den Mund auf.

Aus den schmalen Bändchen trat ihm ein so schillerndes Trüppchen aus Helden, Verschwörern und Patrioten des Risorgimento entgegen, dass er Gänsehaut bekam.

Ein Heft enthielt die Anleitung, wie man ein guter Freimaurer wird, mit Verhaltenshinweisen und Geheimzeichen, um sich den »Brüdern« zu erkennen zu geben: Die Hand, die ganz beiläufig auf das Herz gelegt wird, oder der Zeigefinger, der sich beim Händeschütteln in den Ärmel des Gegenübers schiebt, und noch viele weitere Griffe und Zeichen, je nach »Grad« des »Getreuen«.

Es gab dreiunddreißig Grade, so viele wie die Lebensjahre Christi. Wer kein Freimaurer war, war ein »Profaner«, und auch Giovanni wurde sich im Laufe der Lektüre immer klarer darüber, ein Profaner zu sein. In dieser unbekanntem Welt, die in Profane und Brüder aufgeteilt war, überkam ihn ein Gefühl der Unterlegenheit.

In einem anderen Heft ging es um die Themen Brüderlichkeit und Patriotismus, Wohltätigkeit und Nation. Wie klein war Giovanni und wie armselig das Problem mit seinem Sohn und der Bewerbung!

An oberster Stelle stand die Bruderschaft der Menschen, die Rettung der Nation, die Reinheit des Geistes.

Eine dritte Broschüre erklärte den Aufbau der Freimaurerlogen und beschrieb das Aufnahme ritual mit seinen Traditionen und symbolischen Riten.

Doch erst beim vierten Heft wurde es für Giovanni richtig spannend: Hier kamen wahre Begebenheiten zur Sprache mit Augenzeugenberichten einiger Freimaurer. Gierig verschlang er die Geschichten, wie ein Freimaurer sich in Handwerk und Beruf durchsetzen konnte dank der Brüderlichkeit der Eingeweihten, die ihm manchmal sogar ohne sein Wissen halfen. Einer wurde Minister, ein anderer Stadtrat, ohne zu ahnen, dass ihm jemand aus den ganz oberen Freimaurergraden den Weg für diesen Aufstieg ebnete. Selbst der Name Benito Mussolinis fiel, der aber wohl dann, so war in einer Fußnote zu lesen, seine Wohltäter hintergangen hatte.

Unter der letzten Broschüre lag die »Rätselwoche«, die Giovanni immer kaufte. Lustlos blätterte er sie durch, bis er müde wurde und schlafen ging.

Am nächsten Tag ging er mit seinem Päckchen unter dem Arm zu Dottor Spaziani.

»Hier hast du alles zurück«, sagte Giovanni und reichte dem Vorgesetzten unauffällig die Broschüren.

Dottor Spaziani nahm sie und legte sie vor sich auf den Tisch. Dann fragte er argwöhnisch:

»Und, was denkst du darüber?«

»Ich will nicht länger ein Profaner sein!«, raunte Giovanni ernst.

»Gut«, sagte der Vorgesetzte. »Dann nimm jetzt diese hier und lies sie!« Bei diesen Worten beugte er sich wieder über die verschließbare Lade, legte Giovanni's Päckchen hinein und nahm einen anderen,



Pier Paolo Pasolini (l.) und Vincenzo Cerami (r.)
am Set von *Uccellacci e uccellini*

Italo Calvino

über *Ein ganz normaler Bürger*

Von der ersten Seite an nimmt uns der Roman von Vincenzo Cerami gefangen und zwingt uns, einen unbarmherzigen Blick auf einen hochgradig repräsentativen Ausschnitt der italienischen Gesellschaft zu werfen: auf die Welt eines Ministerialbeamten, der sein Leben damit verbringt, Pensions- und Rentenfragen zu klären, während er darauf wartet, selbst in Pension zu gehen und seinen Sohn auf einen Posten im selben Ministerium zu hieven, der einen Grad höher als seiner ist.

Bei den Worten »unbarmherziger Blick« will ich nicht, dass man an eine polemische oder satirische Verhöhnung denkt, sondern eher an die Genauigkeit eines Vergrößerungsglases, das auf die unabwendbare Hässlichkeit im Herzen unseres Staatswesens gerichtet ist, aber auch auf die geradezu wütende Lebensgier, die hartnäckig fortbesteht auf dem Boden einer desolaten Aushöhlung aller Gründe zu leben.

Bei einer Geschichte von Beamten und Angestellten würden wir erwarten, dass sie grau und ereignislos und vorhersehbar karikierend ist: Stattdessen ereignet sich hier so manches, und das in bester Romantradition: von einer bizarren Freimaurer-